

Die Origo der Subjektivität: *ich, jetzt, hier* bei Bühler und Benveniste

Hans Lösener

Karl Bühlers Konzepte gelten bis heute als bewährte Grundlage für die Beschreibung sprachlicher Subjektivität. Wenn es darum geht, Phänomene der Subjektivierung der Sprache zu analysieren, findet seine Begrifflichkeit deshalb nach wie vor in linguistischen und psychologischen Modellierungen Verwendung. Dabei werden häufig die Probleme übersehen, die Bühlers Sprachtheorie aufwirft und die eine Analyse der vielfältigen und komplexen Beziehungen zwischen Sprache und Subjektivität eher verhindern als befördern. Ich möchte im Folgenden einige Probleme des Bühler'schen Origo-Modells analysieren und mich dabei vor allem auf die Erklärungen der Funktionsweise der Wörter *ich* und *jetzt* konzentrieren. Wie die bei Bühler auftretenden Aporien gelöst werden können und welche sprachtheoretischen Voraussetzungen dafür erfüllt sein müssen, wird im zweiten Teil des Beitrags anhand der Untersuchungen von Emile Benveniste diskutiert.

Man begegnet jener Wortklasse, zu der auch die drei Wörter *ich, jetzt, hier* gehören, unter verschiedenen Bezeichnungen. Charles Peirce (1940) nennt sie „Indexicals“, bei Charles W. Morris (1946) heißen sie „Identifiers“, und Otto Jespersen (1933) und Roman Jakobson (1957) bezeichnen sie als „shifters“. In der deutschsprachigen Literatur wird in ihrem Zusammenhang meist von *deiktischen Ausdrücken* gesprochen. Diese letzte Bezeichnung legt nahe, dass es sich hierbei um ein Phänomen der Deixis, also des sprachlichen Zeigens, handelt (vgl. Lyons 1983, 249). Aber worauf zeigen diese Wörter und inwiefern kann man hier überhaupt von einem sprachlichen Zeigen sprechen? Um nicht vorauszusetzen, was erst untersucht werden soll, wird hier auf die Bezeichnung *deiktische Ausdrücke* weitgehend verzichtet und dafür der allgemeinere Begriff *Indikatoren* bzw. *Subjektindikatoren* verwendet werden.

1 Bühlers objektive Sprachbetrachtung

Es geht bei der Frage nach der Funktionsweise der drei Indikatoren *ich, jetzt, hier* auch um ein allgemeines sprachtheoretisches Problem, nämlich um das Verhältnis von Sprache und Subjektivität und um die Möglichkeit einer Theorie der sprachlichen Subjektivität. Am Anfang von Bühlers 1934 erschienener *Sprachtheorie* steht denn auch die Frage, wie die subjektiven Vorstellungen und Intentionen der einzelnen Individuen mit der Möglichkeit einer allgemeinen sprachlichen Verständigung vereinbart werden kann. Um dieses Problem zu lösen, geht Bühler über die klassische Erklärung der Sprache als reines Zeichensystem hinaus und begreift sie zugleich als Signalsystem. Zeichen und Signal bilden bei Bühler die beiden großen Felder der Sprache: das Symbolfeld und das Zeigfeld, in denen sich die subjektentbundene und die subjektbezogene Seite der Sprache verwirklichen. Subjektentbunden ist die Sprache in ihrer Symbolfunktion, subjektbezogen dagegen in ihrer Signalfunktion. Vereinfacht könnte man diese Dichotomie etwa folgendermaßen wiedergeben:

Erschienen in: Die Origo der Subjektivität. "Ich", "jetzt", "hier" bei Bühler und Benveniste.

In: Grammatik - Praxis - Geschichte. Festschrift für Wilfried Kürschner. Herausgegeben von Abraham P. ten Cate, Reinhard Rapp, Jürg Strässler, Maurice Vliegen und Heinrich Weber.

Tübingen: Narr 2010.

Zeigfeld	Symbolfeld
(subjekt- und situationsbezogen)	(subjektentbunden und begriffsbezogen)
Zeigwörter (z.B. <i>da, dort, unten, oben, links, rechts</i> etc.)	Nennwörter (z.B. <i>Baum, Hoffnung, trinken, sehen, grün</i> etc.)
Signal	Symbol

Es fragt sich allerdings, ob in Bühlers Zweifelderlehre nicht gerade das subjektbezogene Zeigfeld zu einer Ausklammerung der sprachlichen Subjektivität führt. Denn das Signal, auf dem das Zeigfeld beruht, reduziert die Möglichkeit der Subjektivität auf bloße Signalhandlungen, in denen das Subjekt nur noch die Rolle eines ausführenden Organs spielt. Tatsächlich trägt das Signal bei Bühler zu einer Annäherung zwischen menschlicher Sprache und tierischem Verhalten.¹ So etwa, wenn er an die „neue Erkenntnis der vergleichenden Psychologie“ anknüpfend feststellt,

daß schlechthin jede tierische und menschliche Handlung, die diesen Namen verdient, von Signalen gesteuert wird. (a.a.O., XXV)

Da das Signal eher zur tierischen („Ich spreche von Signalen als Tierpsychologe“, a.a.O., 31) denn zur subjektiven Seite der Kommunikation führt, stellt sich die Frage, ob eine Theorie der sprachlichen Subjektivität auf der Funktionsweise des Signals begründet werden kann. Die Untersuchung der Leistungsfähigkeit der Zeigfeldkonzeption bei der Erklärung der Funktionsweise der Indikatoren *ich, jetzt, hier* kann einen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage leisten.

2 *Ich, jetzt, hier* im Zeigfeld

Während das Symbolfeld also aus „Nennwörtern“ und „Begriffszeichen“ gebildet wird (a.a.O., 149 ff.), gehören zum Zeigfeld diejenigen Wörter, die Bühler aus der Zeigegestik ableitet, wie etwa *das, da, dort, rechts, links, oben, unten* (a.a.O., 79). Auch die drei Indikatoren *ich, jetzt, hier* rechnet Bühler dem Zeigfeld zu, wo ihnen eine einzigartige Funktion zukommt. Sie bilden zusammen den Ursprung, die Origo der „subjektiven Orientierung“ (a.a.O., 102). Jedes Verweisen auf ein Da, auf ein Dort, auf ein Morgen und auf ein Gestern setzt das von den drei Indikatoren gebildete Koordinatensystem voraus:

Von der Origo des anschaulichen Hier aus werden sprachlich alle anderen Positionen gezeigt, von der Origo Jetzt aus alle anderen Zeitpunkte. (a.a.O., 107)

Wenn die drei Indikatoren *ich, jetzt, hier* den Ursprung des sprachlichen Zeigens darstellen, inwiefern lassen sie sich dann aber selbst als „Zeigwörter“ im Sinne Bühlers verstehen, oder anders gefragt: Auf was wird mit diesen Wörtern gezeigt?

¹ Von daher erklärt sich auch Bühlers partielle Nähe zum Behaviorismus. So schreibt er in seiner *Ausdruckstheorie* (1933): „Wo immer z. B. die Frage auftaucht und durch exakte Beobachtungen beantwortet werden soll, ob ein gegebenes (wahrnehmbares) Phänomen faktisch als *Kommunikationsmittel* fungiert im sozialen Kontakte, da sind Beobachtungen im Stile der Behavioristen am Platze und das einzige, was zu Entscheidungen führt.“ (a.a.O., 198). Auf Bühlers Nähe zum Behaviorismus geht Helmut Schnelle (1988, 232 f.) ein.

2.1 *hier* als Zeigwort

Da Zeigen eine Tätigkeit im Raum darstellt, müsste der Zeigwortcharakter des räumlichen Indikators *hier* am einfachsten zu belegen sein. Bühler knüpft in seinen Ausführungen dazu an Karl Brugmann an, der die „»Herlenkung [...] des Blickes auf den Standort des Redenden« als die Kernfunktion des Hier-Wortes“ bezeichnet (a.a.O., 95). Entsprechend formuliert Bühler: „Das reine «hier» fungiert als Positionssignal [...].“ (a.a.O.). Eine solche Signalfunktion liegt tatsächlich dann vor, wenn dem Hörer die räumliche Position des Sprechers nicht bekannt ist, was etwa beim Verlesen einer Anwesenheitsliste der Fall ist, wo der Angesprochene auf das Aufrufen seines Namens mit *Hier!* antwortet. Diese Verwendung stellt aber eher die Ausnahme dar. Zum einen weiß der Hörer im allgemeinen, wo sich der Sprecher befindet, und zum anderen muss man in den allermeisten Fällen den Äußerungskontext heranziehen, um zu entscheiden, worauf sich *hier* jeweils bezieht. Denn *hier* kann nicht nur auf den Ort des Sprechers verweisen (*Hier bin ich!*), sondern auch auf einen Gegenstand (*Hier hast du deinen Schlüssel wieder*), eine Richtung bezeichnen (*Hier lang müssen sie gehen*) oder ein räumliches Areal (*Hier im Oldenburger Münsterland*) oder auch einen Zeitraum (*Hier in dieser Veranstaltung*). Der Indikator *hier* lässt sich also nicht als bloßes Positionssignal verstehen; Bühlers Definition der Kernfunktion wird der Verwendungsweise des Wortes *hier* nicht ansatzweise gerecht.

2.2 *jetzt* als Zeigwort

Ähnlich verhält es sich mit dem temporalen Indikator *jetzt*. Bühler führt einen Fall an, in dem das Aussprechen des Wortes *jetzt* zweifellos Signalcharakter aufweist:

Wenn ich als Spielleiter eines Wettlaufs das Startsignal zu geben habe, bereite ich die Beteiligten vor: *Achtung!* und kurz darauf sage ich *los!* oder *jetzt!* (a.a.O., 102)

In diesem Kontext entspricht der Ausruf *jetzt!* tatsächlich genau einer gestischen Signalhandlung (etwa dem schnellen Senken des Armes), wobei gestisches und sprachliches Kommando von ihrer Funktion her austauschbar sind. Aber ist diese Verwendung des Wortes *jetzt* repräsentativ? Im Allgemeinen, etwa in Sätzen wie:

- (1) Jetzt haben wir die Bescherung!
- (2) Ich habe jetzt keine Zeit.
- (3) Was sollen wir jetzt tun?

besitzt *jetzt* keinen Signalcharakter. Das Äußern des Wortes löst keine eindeutige Reaktion aus. Es ist nicht Teil eines festen Handlungsschemas. Ebenso wenig lässt sich das Äußern des Indikators *jetzt* auf eine gestische Handlung zurückführen. Denn auch wenn wir uns passende Gesten vorstellen können, die das Äußern dieser Sätze begleiten könnten, so würden diese Gesten nicht auf etwas zeigen, das mit diesem Jetzt identisch wäre. Das gilt auch für einen Satz, wie:

- (4) Jetzt ist es drei Uhr.

denn die Position der Zeiger auf dem Ziffernblatt konstituiert dieses Jetzt ja noch nicht, sowenig wie ein Kalenderblatt oder der Stand der Sonne. Auf die Gegenwart kann man nicht zeigen. Deswegen gibt es auch, außer in dem von Bühler angeführten Fall des Startsignals, keine Zeigegeste, die das Aussprechen des Wortes *jetzt* ersetzen könnte.² Auch beim Indikator *jetzt* stellt der eigentliche Zeigwortgebrauch also die Ausnahme dar.

² Auf dieses Problem hat schon Käte Hamburger aufmerksam gemacht: „Wir können in der Zeit nicht «zeigen», wie wir es im Raume können, und als Bühler die veranschaulichende Kraft der Zeigwörter

2.3 *ich* als Zeigwort

Dies gilt auch für den letzten der drei Indikatoren, für das Personalpronomen der ersten Person Singular *ich*, dessen Zeigwortfunktion Bühler mit folgenden Worten erläutert:

Wenn ein Sprecher auf den Sender des aktuellen Wortes »verweisen« will, dann sagt er *ich* [...]. (a.a.O., 79)

und er präzisiert:

[...] es ist primär nichts anderes als die Rolle des Senders im aktuellen Signalverkehr, was den jeweils mit *ich* getroffenen Menschen charakterisiert [...]. (a.a.O., 79f.)

Leider verzichtet Bühler darauf, diese Funktionsweise des Wortes *ich* durch ein Beispiel zu illustrieren, obwohl sich leicht Beispiele finden lassen, in denen der Verweis auf die Sender- bzw. Empfängerrolle den von Bühler postulierten deiktischen Charakter besitzt. Etwa, wenn ein Gesprächsteilnehmer in einem Streitgespräch, eventuell mit gestischer Verstärkung, „Jetzt rede *ich!*“ sagt, um die Senderrolle zu übernehmen oder zu behalten. Diese und ähnliche Fälle sind aber nicht die Regel. In den allermeisten Äußerungen ist der Verweis auf die eigene Senderrolle und damit auch ein gleichzeitiges gestisches Auf-sich-selbst-Weisen überflüssig, wenn nicht sogar befremdlich. Aber auch ohne begleitende Zeigegestik bietet der Verweis auf die Senderrolle keine befriedigende Erklärung für die Funktion des Indikators *ich* (vgl. Lyons 1983, 256). Würde nämlich das Äußern des Indikators *ich* dazu dienen, meine Rolle als Sender zu signalisieren, so hätte das Wort *ich* eine tautologische Funktion: es würde signalisieren, dass derjenige Sprecher, der *ich* sagt, gerade spricht. Bühler mag seine Erklärung der Funktion des Pronomens *ich* selbst als ungenügend empfunden haben, denn nachdem er festgestellt hat, dass *ich* und *du* den Sender und Empfänger der Botschaft nicht in der Art von Namen bezeichnen, sondern bloß auf die jeweiligen Rollenträger hinweisen (a.a.O., 113), geht seine Argumentation in ganz andere Richtung:

Gewiß, wenn ein Bekannter *ich* zu mir sagt, klingt mehr an, und wenn einer vor der Türe draußen auf meine Frage 'wer da' mit *ich* antwortet, so verläßt er sich darauf, daß ich ihn am Klange seiner Stimme aus der Schar meiner näheren Bekannten heraus individuell erkenne. Das phonologisch geprägte und von allen anderen Wörtern der deutschen Sprache genügend scharf abgehobene Formgebilde *ich* erklingt phonologisch gleichförmig aus Millionen von Mündern. Nur die Stimmaterie, das Klanggesicht, individualisiert es und das ist der Sinn der Antwort *ich* meines Besuches vor der Türe, daß das phonematische Gepräge, das sprachliche Formmoment an seinem *ich* mich, den Fragenden, auf den Stimmcharakter hinweist. (a.a.O.)

Über dieses Beispiel findet Bühler zu einer neuen Funktionsbestimmung des Indikators *ich*. Durch die Einbeziehung der individuellen Intonation wird aus dem Rollensignal ein „Individualzeichen“, das Bühler in die Nähe der Eigennamen rückt (a.a.O., 114f.). Auch dieses Erklärungsmodell wirft aber eine Reihe von Problemen auf:

1. In der von Bühler angedeuteten Szene hat der Stimmcharakter tatsächlich eine deiktische Funktion, aber diese ist keineswegs an das Pronomen *ich* gebunden. Der Bekannte hätte ebensogut *Rate mal!* oder *Na, wer wohl!* rufen können, um sich über den individuellen Stimmcharakter zu erkennen zu geben. Es ist also durchaus fraglich, ob wir es, wie Bühler meint, in diesem Beispiel mit der primären Bedeutungserfüllung des Wortes *ich* zu tun haben (a.a.O., 115).

aufzeigen wollte, beschränkte er sich wohlweislich auf die räumlichen.“ (Hamburger 1968, 107). Siehe dazu auch Roland Harweg (1976, 329f.).

2. Der *ich* rufende Bekannte vor der Tür stellt wiederum einen Sonderfall dar. Im Allgemeinen, jedenfalls in der *face-to-face*-Kommunikation, weiß der Hörer, wer da *ich* zu ihm sagt, so dass es überflüssig ist, gerade bei diesem Wort besonders auf die Intonation zu achten.
3. Auf den Fall der schriftlichen Kommunikation kann Bühlers Erklärung nicht angewandt werden, da dort der individuelle Stimmcharakter nicht zum Tragen kommt.
4. Problematisch ist Bühlers Modell auch insofern, als er das Personalpronomen *ich* in seiner Funktion als Individualzeichen zu einem Eigennamen und somit zu einem Begriffszeichen oder Nennwort, um in Bühlers Terminologie zu bleiben, werden lässt. Die Grenzen von Zeigfeld und Symbolfeld, die Bühler so strikt trennen will, drohen zu verschwimmen.³

2.4. *Ich, jetzt, hier* in der Deixis am Phantasma

Das Hinübergleiten des Zeigwortes zum Nennwort lässt sich auch in den anderen beiden Arten des Zeigens beobachten, die Bühler behandelt, der Deixis am Phantasma und der Anaphora. Bei der Deixis am Phantasma geht es um das Zeigen von Richtungen und Orten in einem gedachten Raum. Der zentrale Begriff ist hier derjenige der *Versetzung*, das gedankliche Sich-Versetzen in ein abwesendes Raum-Zeit-Gefüge, wie es etwa im Roman geschieht. Bei der Anaphora geht es um deiktische Verweise innerhalb eines Textes (z.B. *Dies* soll nun erläutert werden; wie *oben* bereits gesagt etc.). Entscheidend ist, dass Bühler auch dort, wo er im Zusammenhang mit diesen Arten des Zeigens von den Indikatoren *ich, jetzt, hier* spricht, diese als Pronomen, also als Stellvertreter von Nennwörtern auffasst:

Der Held in Autobiographien und in Ich-Romanen sagt Bände lang *ich*, und wir verstehen ihn genau so gut, wie wenn er jedesmal statt *ich* einen Personennamen gesetzt und die ganze Erzählung in der dritten Person Singularis geschrieben hätte [...]. Dasselbe gilt für den erweiterten Bereich des Hier und Jetzt, die ebensogut durch Eigennamen wie „Wien“ und „Nachkriegszeit“ ersetzt werden können. (a.a.O., 373f.)

Es geschieht hier das, was Bühler die „Befreiung des Satzsinnes aus der strengsten Gebundenheit an das Zeigfeld“ nennt (a.a.O., 374). Die Zeigwörter werden aus ihrer Verwurzelung im Zeigfeld gelöst und im Symbolfeld verankert (Bühler 1934, 367). Und damit wird aus dem Zeigwort ein Begriffszeichen, oder genauer ein Stellvertreter für ein Begriffszeichen. Das Zeigwort löst sich also im Symbolfeld auf. Und mit ihm das Subjekt, denn die Befreiung des Satzes aus den Umständen der Sprechsituation stellt bei Bühler einen „Entsubjektivierungsschritt“ dar (a.a.O., 375), der zum objektiven Sprechen führt (a.a.O., 382). Die Auflösung des Zeigwortes im Symbolfeld korreliert mit einer Auflösung der Subjektivität in der Objektivität.

Anders als es zunächst den Anschein hat, gelingt es Bühler folglich nicht, eine plausible Erklärung für die Funktionsweise der Subjektindikatoren *ich, jetzt* und *hier* zu finden. Diese Tatsache ist in zweierlei Hinsicht bedeutsam, zum einen, weil sie den Schluss nahelegt, dass es sich bei den genannten Wörtern gerade nicht um Signalwörter handelt, wie Bühler behauptet, und zum anderen, weil die aufgeworfenen Probleme darauf hinweisen, dass eine rein semiotische Betrachtungsweise hier an ihre Grenzen stößt. Anders ge-

³ Er spricht von der „phänomenologischen Scheidung von Zeigwörtern und Nennwörtern“, die „grundständig ist und sachgemäß unterstrichen werden muß.“ (a.a.O., 81, ähnlich S. 86 und 88). Zu den Schwierigkeiten einer strikten Trennung von Symbol- und Zeigfeld siehe Klaus Heger (1988) und Jürgen Ziegler (1989).

sagt: Die Funktionsweise der Subjektindikatoren lässt sich auf der Ebene des Zeichens (oder des Signals) nicht adäquat beschreiben. Sie verlangt eine Ebene der Beschreibung, die Bühler nicht berücksichtigt, die aber, wie Emile Benveniste gezeigt hat, die Origo der sprachlichen Subjektivität darstellt: die Ebene der Rede.

3 *Ich, jetzt, hier bei Emile Benveniste*

Anders als Bühler nähert sich Benveniste den Indikatoren nicht von der Zeigegestik her, sondern von einer Eigentümlichkeit innerhalb der Klasse der Personalpronomen. Benveniste stellt fest, dass die übliche Auffassung, nach der die Personalpronomen eine einheitliche Klasse bilden, den fundamentalen Unterschied verschleiert, der zwischen den ersten beiden Vertretern der Wortklasse, *ich* und *du* einerseits und den folgenden *er*, *sie*, *es* andererseits besteht.⁴ Als Pronomen im eigentlichen Sinne kann allein die 3. Pers. betrachtet werden. Denn einerseits gibt es, je nach Einzelsprache sehr variable, morphologische Gründe, die verhindern, dass ein Nomen an die Stelle von *ich* oder *du* treten kann. Und andererseits besitzen sie keine konstante Referenz:

Der jeweilige Gebrauch eines Nomens bezieht sich auf einen konstanten und »objektiven« Begriff, der virtuell bleiben oder in einem konkreten Gegenstand aktualisiert sein kann, und der in der Vorstellung, die er hervorruft, immer identisch bleibt.⁵

Dagegen bildet etwa das Personalpronomen *ich* keine Referenzklasse:

Jedes *ich* besitzt seine eigene Referenz und entspricht jedesmal einem unverwechselbaren Wesen, das sich als solches artikuliert.⁶

Die jeweilige Bedeutung des Wortes *ich* lässt sich nicht über ein Nomen ermitteln, auf das es verweist. Es lässt sich nicht einmal immer über den Sprecher ermitteln, der gerade *ich* sagt.⁷ Denn sonst könnte man niemandem den Brief eines Dritten vorlesen, kein Zitat und keine wörtliche Rede verwenden, ohne beim Hörer auf gänzlich Unverständnis zu stoßen, da er das Gesagte als direkte Äußerung des Sprechers auffassen müsste. Auf was bezieht sich also das Wort *ich*? Es bezieht sich, wie Benveniste feststellt, ausschließlich auf die jeweilige Rede („discours“), in der es steht, und verweist auf das Subjekt der Rede:

Man muss diesen Punkt unterstreichen: *ich* kann nur durch die Rede identifiziert werden, die es enthält, und nur durch sie. Es gilt nur für die Rede, in der es steht.⁸

Ich bezeichnet also nicht einfach den Sprecher, sondern das Subjekt der jeweiligen Rede und ist mit dieser untrennbar verbunden. Sichtbar wird dieser fundamentale Zusammen-

⁴ Siehe auch Lyons (1983, 250ff.).

⁵ „Chaque instance d’emploi d’un nom se réfère à une notion constante et «objective», apte à rester virtuelle ou à s’actualiser dans un objet singulier, et qui demeure toujours identique dans la représentation qu’elle éveille.“ (Benveniste 1956, 252).

⁶ „Chaque *je* a sa référence propre, et correspond chaque fois à [un] être unique, posé comme tel.“ (a.a.O., 252).

⁷ Dieser Umstand wird häufig nicht beachtet. Z.B. bei Richard Larson und Gabriel Segal, wenn sie schreiben: „In any utterance containing *I*, the pronoun refers to the person who makes that utterance, and in any utterance containing *here*, the proadverb refers to the site where the speech event occurs.“ (Larson/ Segal 1995, 215).

⁸ „Il faut donc souligner ce point. *je* ne peut être identifié que par l’instance de discours qui le contient et par là seulement. Il ne vaut que dans l’instance où il est produit.“ (a.a.O.). Anknüpfend an Benveniste schreibt Roland Harweg: „Die Instanz, die an die Stelle des Äußerungsträgers zu treten hat, ist die Instanz der Äußerung selber.“ (1990, 225).

hang zwischen dem Indikator *ich* und der jeweiligen Rede etwa bei der Umformung der direkten in die indirekte Rede. Wenn eine Äußerung eine direkte Rede enthält, in der der Indikator *ich* steht, wie etwa der Satz:

(6) Klaus: „Stefan hat nur gesagt: »Davon habe ich nichts gewusst.«“

so bezieht sich *ich* nicht auf den Sprecher der Äußerung, der hier nur wiedergibt, was Stefan sagt. Trotzdem wird das Wort *ich* hier semantisch korrekt verwendet. Dass dies möglich ist, ist nicht auf den einleitenden Hauptsatz (*Stefan hat nur gesagt*) zurückzuführen, sondern auf die Tatsache, dass die direkte Rede (*Davon habe ich nichts gewusst*) unverändert, eben wörtlich, wiedergegeben wird. Dies bestätigt die Umformung in die indirekte Rede:

(7) Klaus: „Stefan hat nur gesagt, dass er davon nichts gewusst habe.“

Obwohl der einleitende Hauptsatz (*Stefan hat nur gesagt*) erhalten geblieben ist, kann *ich* in der wiedergegebenen Rede nicht mehr verwendet werden, ohne die Bedeutung des Satzes vollständig zu verändern. Denn in dem Augenblick, wo die direkte Rede ihren Äußerungsstatus einbüßt (d.h. keine wörtliche Wiedergabe mehr vorliegt) und zu einem abhängigen Nebensatz wird, entfällt auch die Möglichkeit, mit dem Indikator *ich* auf das Äußerungssubjekt zu verweisen, eben weil *ich* nur über die Ganzheit der Rede, in der es steht, identifiziert werden kann.

4 Die Origofunktion der Rede bei Benveniste

Diese Eigenschaft, nämlich die Anbindung an die jeweilige Rede, außerhalb derer er semantisch leer bleibt, teilt der Indikator *ich*, wie Benveniste feststellt, mit den beiden anderen Indikatoren *jetzt* und *hier* und mit den sogenannten deiktischen Ausdrücken (*da, dort, oben, unten, rechts, links* etc.). Und er betont:

Es führt zu nichts, diese Wörter und die Demonstrativpronomen im allgemeinen, wie dies getan wird, über die Deixis zu definieren, wenn man nicht hinzufügt, dass die Deixis zeitgleich mit der jeweiligen Rede ist, die den Indikator der Person enthält; aus diesem Verweis auf die jeweilige konkrete Rede, in der sie steht, bezieht das Demonstrativpronomen seinen jedesmal einzigartigen und besonderen Charakter.⁹

An dieser Stelle wird der Unterschied zwischen Bühlers und Benvenistes Ansatz deutlich: Sowohl für Bühler wie für Benveniste benötigt die Deixis eine Origo, aber Benveniste findet diese Origo in der Rede selbst, während Bühler sie außerhalb des Äußerungsaktes und unabhängig von ihm, als psychologisch-situative Disposition (als Ich-Jetzt-Hier-System) voraussetzt, auf das die Indikatoren lediglich verweisen.¹⁰ Als Signal ist das Zeigwort zwar auf die Situation, nicht aber auf die Rede bezogen, in der es steht. Die Ebene der Rede stellt bei Bühler keine eigene semantische Dimension dar, die sich weder auf die Si-

⁹ „Il ne sert de rien de définir ces termes et les démonstratifs en général par la deixis, comme on le fait, si l'on n'ajoute pas que la deixis est contemporaine de l'instance de discours qui porte l'indicateur de personne; de cette référence le démonstratif tire son caractère chaque fois unique et particulier, qui est l'unité de l'instance de discours à laquelle il se réfère.“ (Benveniste 1956, 253).

¹⁰ Diese Position vertritt auch John Lyons (1972, 279). Dagegen stellt Jürgen Ziegler fest: „[...] für das sprechende Subjekt bleibt die Anwendung dieses Worts durch alle Situationen hindurch dieselbe; mit *ich* meint es stets sich selbst [...]. Durch diese Konstanz für den Sprecher ist *ich* ganz unabhängig von der jeweiligen Situation.“ (Ziegler 1989, 202).

tuation noch auf das einzelne Zeichen zurückführen lässt.¹¹ Sie spielt in Bühlers Erklärung der Indikatoren keine Rolle, während die Einbeziehung der Rede, als eigene aus dem Zeichenrepertoire ableitbare Realität, bei Benveniste erst den Schlüssel zum Verständnis der Indikatoren liefert.

Inwiefern die Rede die Origo der Deixis bildet, wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, in welche Art von gegenseitiger Beziehung Sprache und Gestik in Äußerungsakten treten, die eine gestische Ergänzung erfordern. Von den hier untersuchten drei Indikatoren tritt vor allem einer relativ häufig in solchen Äußerungsakten auf, nämlich der räumliche Indikator *hier*.¹² Solche gestisch-sprachlichen Äußerungsakte liegen in den bereits am Anfang angeführten Beispielen vor:

- (8) *Hier* geht es lang.
- (9) *Hier* ist das Buch.
- (10) *Hier* hast du deinen Schlüssel wieder.

Abgesehen davon, dass alle drei Äußerungen das Wort *hier* enthalten, ist ihnen gemeinsam, dass sie einer gestischen Ergänzung bedürfen, um zu semantisch vollwertigen Äußerungen zu werden. Ein Sprecher, der einen dieser Sätze ohne die geringste gestische oder mimische Ergänzung äußern würde, müsste uns vorkommen wie eine Figur aus einem absurden Theaterstück, wie jemand, der spricht, ohne tatsächlich zu kommunizieren. Entscheidend ist aber, dass nicht nur die Äußerung der Geste bedarf, sondern auch die Geste der Äußerung. Denn was eine äußerungsbezogene Geste ist, wird erst durch den Äußerungsakt selbst determiniert. In dem Satz

- (9) *Hier* ist das Buch.

sind ja eine Vielzahl äußerungsbezogener Gesten denkbar (z.B. Weisen auf den Gegenstand mit der Hand, Kopfbewegung oder Blicken in Richtung des Gegenstandes, Reichen des Gegenstandes etc.). Jede dieser Körperbewegungen wird erst durch den gleichzeitig stattfindenden Äußerungsakt zu einer auf den Gegenstand hinweisenden Geste. Auch das wortlose Zeigen setzt die Verbindung von Äußerung und Geste voraus, denn es können nur solche Gesten als Zeigegesten verwendet werden, die konventionell mit deiktischen Äußerungsakten verknüpft werden. Jemand, der plötzlich damit begänne, wortlos mit dem rechten Fuß statt mit dem Zeigefinger auf die Gegenstände zu weisen, was mit einiger Übung durchaus machbar ist, würde nicht nur auf Befremden stoßen, sondern überhaupt nicht verstanden werden. So ist auch zu erklären, dass Kleinkinder das Aussprechen von *da* und das Zeigen eines Gegenstandes gleichzeitig lernen. Vor dieser Verbindung von Gestik und Äußerungsakt sind sie nicht in der Lage, eine Zeigegeste als solche zu verstehen oder auszuführen.¹³

¹¹ Aus diesem Grund dominiert in Bühlers Beispielen auch der isolierte Gebrauch des Wortes (z.B. *Jetzt!* als Startsignal (Bühler 1934, 102) oder *Ich!* als Antwort auf die Frage *Wer da?* (a.a.O., 113)). Auch Formulierungen wie „das reine »hier«“, „das reine »ich«“ etc. (a.a.O., 95) zeigen, dass für Bühler die Natur eines Wortes am deutlichsten in der isolierten Betrachtung hervortritt.

¹² Roland Harweg unterscheidet zwischen starken Deiktika (*da*, *dort*), die obligatorisch zeigegestehaltig sind und schwachen Deiktika, die zeigegestelos sind und nur gelegentlich wie starke Deiktika verwendet werden (Harweg 1990, 239 ff.).

¹³ Wobei dieser Äußerungsakt nicht unbedingt lautsprachlich realisiert werden muss (etwa bei taubstummen Kindern). Entscheidend ist allein, dass es kein „natürliches“ Gestenverständnis gibt, sondern nur ein sprachlich motiviertes.

Gestisch-sprachliche Äußerungsakte sind also durch zwei Eigenschaften definiert: Erstens durch ihr Angewiesensein auf eine gestische Ergänzung und zweitens durch ihre Fähigkeit, verschiedensten Körperbewegungen den Status einer Zeigegeste zu verleihen. Das Verhältnis zwischen der Äußerung, die den Indikator *hier* enthält, und der begleitenden Geste ist also komplementär und nicht äquivalent, wie Bühler annimmt. Die Äußerung braucht mitunter die Geste, um der semantischen Eindeutigkeit willen, aber die Geste beruht auf der Möglichkeit der Äußerung, um überhaupt erst den Status z.B. einer Zeigegeste zu erhalten. Es trifft also tatsächlich zu, dass die Rede die Origo der Deixis bildet. Erst die Rede ermöglicht, dass es so etwas wie gestisches Zeigen überhaupt gibt.

Auch bei dem temporalen Indikator *jetzt* ist der Bezug zur Rede konstitutiv. Denn die Rede ist nicht nur die Origo der Deixis, sie stellt auch, wie Benveniste in *Le langage et l'expérience humaine* (1965) zeigt, die Origo der menschlichen Zeiterfahrung dar. Benveniste weist zunächst darauf hin, dass es ein Missverständnis sei, anzunehmen, dass das Temporalsystem einer Sprache dazu diene, die „objektive“ Zeit widerzuspiegeln (a. a. O., 69). Unter der „objektiven“ Zeit versteht Benveniste die chronologische Zeit, wie sie sich etwa in der in allen Kulturen anzutreffenden Institution des Kalenders manifestiert, durch die die Zeit in eine soziale Ordnung eingebunden werden kann. Jeder Kalender geht von einem besonders bedeutsamen Ereignis aus (z.B. Christi Geburt oder dem Beginn einer Dynastie), das jeweils den Nullpunkt der Zeitachse bildet. Unter Bezug auf die regelmäßige Wiederkehr bestimmter natürlicher Phänomene (Wechsel von Tag und Nacht, Stand der Gestirne, Mondphasen, Abfolge der Jahreszeiten etc.) wird diese Zeitachse in gleich große Maßeinheiten eingeteilt. Die verbindliche Festlegung des Nullpunkts und der Maßeinheiten ermöglichen die für jede Kultur gültige kalendarische Messung der Zeit. Die chronologische Zeit manifestiert sich in einer einmal festgelegten, unveränderlichen Struktur und ist somit, wie Benveniste feststellt, selbst zeitlos:

Der Kalender ist außerhalb der Zeit. Sie vergeht nicht mit ihm. Er registriert Reihen gleichbleibender Einheiten, die man Tage nennt und die sich zu größeren Einheiten (Monate, Jahre) vereinigen. Da nun aber ein Tag identisch mit dem anderen ist, sagt ein beliebiger Tag des Kalenders, für sich genommen, nichts darüber aus, ob er vergangen, gegenwärtig oder zukünftig ist.¹⁴

Die menschliche Erfahrung der Zeit beruht also nicht auf dem Vorhandensein des Kalenders und ist nicht auf die objektive Zeit zurückzuführen, da diese unabhängig von Vergangenheit und Zukunft ist und die Bewegung der Zeit nicht kennt. Die Bewegung der Zeit existiert nur in Bezug auf einen Punkt, nämlich auf die Gegenwart; erst von der Gegenwart her eröffnet sich das Feld der Vergangenheit und Zukunft. Und diese Gegenwart ist an die Sprachtätigkeit gebunden, sie ist selbst eine Funktion des Äußerungsaktes:

Diese Zeit [*die sprachliche Zeit*] hat ihr Zentrum [...] in der *Gegenwart* der jeweiligen Rede. Jedesmal, wenn ein Sprecher die grammatikalische Form des »Präsens« (oder ein Äquivalent davon) verwendet, setzt er das Ereignis als gleichzeitig mit der konkreten Rede, die es nennt [...]. Diese Gegenwart wird jedesmal, wenn ein Mensch spricht, neu erfunden, denn sie ist, buchstäblich, ein neuer, noch nicht gelebter Augenblick.¹⁵

¹⁴ „Le calendrier est extérieur au temps. Il ne s'écoule pas avec lui. Il enregistre des séries d'unités constantes, dites jours, qui se groupent en unités supérieures (mois, ans). Or comme un jour est identique à un autre jour, rien ne dit de tel jour du calendrier, pris en lui-même, s'il est passé, présent ou futur.“ (a.a.O., 73).

¹⁵ „Ce temps a son centre [...] dans le *présent* de l'instance de parole. Chaque fois qu'un locuteur emploie la forme grammaticale de »présent« (ou son équivalent), il situe l'événement comme contemporain de

Da die Bewegung der Zeit nur in Bezug auf die Gegenwart existiert und die Gegenwart sich immer wieder neu in jedem Äußerungsakt konstituiert, bringt die Sprache, oder genauer die Sprachtätigkeit, die menschliche Erfahrung der Zeit erst hervor. Aus diesem Zusammenhang lässt sich auch die semantische Funktion des temporalen Indikators *jetzt* erklären: *Jetzt* verweist auf nichts, was außerhalb und unabhängig vom Äußerungsakt existiert, weder auf eine bestimmte Uhrzeit, noch auf einen bestimmten Tag oder Monat, sondern nur auf die Gegenwart, die durch den Äußerungsakt selbst begründet wird. Jedes *jetzt* ist also immer das *jetzt* eines bestimmten Äußerungssubjekts und begründet somit eine subjektive Gegenwart. Eigentlich müsste es also so viele gegenwärtige Zeitpunkte geben, wie es Äußerungen gibt, und jeder Sprecher müsste in seiner nur ihm zugänglichen Zeitlichkeit leben. Dass die Zeit dennoch eine mitteilbare Erfahrung ist und nicht jedes Subjekt seine eigene isolierte Zeiterfahrung besitzt, ist wiederum auf die sprachliche Dimension der Zeit zurückzuführen. Denn das *jetzt*, das ein Sprecher in seiner Äußerung verwendet, wird auch für den Hörer zu einem temporalen Indikator der Gegenwart. Das *jetzt* des Sprechers wird zum *jetzt* des Hörers und die mitgeteilte Gegenwart zur geteilten Gegenwart. Die Zeit, die durch die Sprachtätigkeit konstituiert wird, ist somit immer zugleich subjektiv und intersubjektiv.

Benvenistes Verankerung der Indikatoren in der Rede hat damit auch Konsequenzen für die Frage nach der Intersubjektivität der Sprache, also für diejenige Frage, die den Ausgangspunkt von Bühlers Sprachtheorie bildet. Die semantische Dimension der Rede, die, wie Benveniste zeigt, nicht aus der semiotischen Dimension der Einzelsprache abgeleitet werden kann, bietet eine Erklärung dafür, warum Subjektivität und Intersubjektivität in der Sprache keinen Gegensatz bilden, sondern sich im Gegenteil bedingen. Die Tatsache, dass es in der Sprache eine ganze Reihe von Wörtern gibt, die für sich genommen semantisch „leer“ sind und nur in der konkreten Rede zu im buchstäblichen Sinne sinnvollen Einheiten werden können, stellt die Voraussetzung dafür dar, dass jeder Sprecher sich die Sprache immer wieder neu zu eigen machen kann und das Sprachsystem mit jedem Äußerungsakt in ein Subjektsystem verwandeln kann. Obwohl es in aller Munde ist, bezieht sich das Wort *ich* dennoch in jeder Rede immer nur auf ein einzelnes Subjekt. Und alle anderen Indikatoren (*hier, dort, jetzt, heute, gestern* etc.) organisieren die Sprache (und damit auch Zeit und Raum) um dieses *ich* herum. Auf diese Weise vollzieht sich in jeder Rede eine erneute Subjektivierung der Sprache, die zugleich eine Entfaltung der Subjektivität durch die Sprache und in ihr impliziert ist. Benveniste stellt daher fest:

Es ist buchstäblich wahr, dass die Grundlage der Subjektivität in der Ausübung der Sprache liegt.¹⁶

Bühler versteht unter dieser „Ausübung“ lediglich den Gebrauch von Zeichen und Signalen und bleibt in der Dimension des Semiotischen, in der es keine Subjektivierung der Sprache geben kann. Benveniste dagegen zeigt, dass sich diese „Ausübung“ in der Rede ereignet, die etwas anderes und mehr ist als ein bloßer Zeichen- oder Signalgebrauch, weil sich in ihr die Dimension des Semantischen entfaltet, also die unauflösbare Verknüpfung von Sinn und Subjektivität, die in jedem Sprechen neu geschaffen wird. Die Aktualität von Benvenistes Analyse der Wörter *ich, jetzt, hier* liegt in der Möglichkeit, diese Verknüp-

l'instance du discours qui le mentionne [...]. Ce présent est réinventé chaque fois qu'un homme parle parce que c'est, à la lettre, un moment neuf, non encore vécu.“ (Benveniste 1965, 73f.).

¹⁶ „Il est donc vrai à la lettre que le fondement de la subjectivité est dans l'exercice de la langue.“ Benveniste (1958, 262).

fung neu zu denken und ausgehend von der Funktionsweise der Rede eine Theorie der sprachlichen Subjektivität zu entwickeln.¹⁷

Literatur

- Ammann, Hermann (1988): Die drei Sinndimensionen der Sprache. Ein kritisches Referat über die Sprachtheorie Karl Bühlers. In: Achim Eschbach (Hg.): *Karl Bühler's Theory of Language*. Amsterdam: John Benjamins Publishing Company, 53–76.
- Benveniste, Emile (1956): La nature des pronoms. In: Derselbe: *Problèmes de linguistique générale*, Bd. I. Paris: Gallimard 1966, 251–157.
- Benveniste, Emile (1958): De la subjectivité dans le langage. In: Derselbe: *Problèmes de linguistique générale*, Bd. I. Paris: Gallimard 1966, 258–266.
- Benveniste, Emile (1965): Le langage et l'expérience humaine. In: Derselbe: *Problèmes de linguistique générale*. Bd. II. Paris: Gallimard 1974, 67–78.
- Benveniste, Emile (1969): Sémiologie de la langue. In: Derselbe: *Problèmes de linguistique générale*. Bd. II. Paris: Gallimard 1974, 43–66.
- Bühler, Karl (1933): *Ausdruckstheorie*. Jena: Fischer.
- Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie*. Ungekürzter Neudruck der Ausgabe von 1934. Stuttgart: UTB 1982.
- Eschbach, Achim (1987): Edmund Husserl und Karl Bühler. In: *Kodikas/Code* 10/1987, 301–315.
- Hamburger, Käte (1968): *Logik der Dichtung*, Stuttgart: Klett.
- Harweg, Roland (1976): Formen des Zeigens und ihr Verhältnis zur Deixis. Ein Beitrag zur Pragmatik. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 43/1976, 317–337.
- Harweg, Roland (1990): *Studien zur Deixis*. Bochum: Brockmeyer.
- Heger, Klaus (1988): Karl Bühlers Sprachtheorie und die Sprachwissenschaft der letzten fünfzig Jahre. In: Achim Eschbach (Hg.): *Karl Bühler's Theory of Language*. Amsterdam: John Benjamins Publishing Company, 183–192.
- Jakobson, Roman (1957): *Shifters, Verbal, and the Russian Verb*. Cambridge: Harvard University Press.
- Jespersen, Otto (1933): *Essentials in English Grammar*. London: George Allen and Unwin.
- Larson, Richard / Segal, Gabriel (1995): *Knowledge of Meaning. An Introduction to Semantic Theory*. Cambridge: MIT Press.
- Lyons, John (1983): *Semantik*. Bd. II. München: Beck.
- Meschonnic, Henri (2008): *Dans le bois de la langue*. Paris: Laurence Teper.
- Morris, Charles William (1946): *Signs, Language, and Behavior*. New York: George Brazillar Inc.
- Peirce, Charles Sanders (1940): *The Philosophy of Peirce: selected writings*. London: Justus Buchler Routledge & Kegan Paul.
- Schnelle, Helmut (1988): Von der situationsgebundenen zur situationsentbundenen Rede. In: Achim Eschbach (Hg.): *Karl Bühler's Theory of Language*. Amsterdam: John Benjamins Publishing Company, 229–238.
- Ziegler, Jürgen (1989): Die Origo und das Grundlagenproblem der Deixis. In: *Deutsche Sprache*, 17/1989, 193–205.

¹⁷ Ihre bedeutsamste Weiterentwicklung hat sie bislang in den Arbeiten von Henri Meschonnic erfahren (vgl. z.B. 2008).